

# MITEINANDER

Gemeinsame Interessen sind die Basis für Solidarität zwischen Gruppen im Globalen Norden und Süden. Im Laufe der Zeit fanden Veränderungsprozesse statt. Der Autor plädiert dafür, dass Partnerschaftsgruppen im Norden hauptsächlich in ihrem Kontext ansetzen sollten, um solidarisch aktiv zu sein.

*Von Boniface Mabanza*

Einem Zapatistenführer wird nachgesagt einem Menschen aus Europa, der sich nach einer Möglichkeit zu helfen erkundigte, mitgeteilt zu haben: „Wenn Du uns helfen willst, bleib lieber zu Hause. Wenn Du verstehst, dass mein Kampf Teil Deines Kampfes ist, dann komm und lass uns Kräfte bündeln“. Diese Geschichte bringt auf den Punkt, was ich unter Solidarität verstehe. Solidarität ist entweder „miteinander“ oder sie ist nicht. Wenn Solidarität als „Einsatz oder Mobilisierung für“ definiert wird, ist die Gefahr der Einbahnstraße und der Bevormundung nicht mehr weit entfernt. Bei Solidarität geht es um eine Bündelung der Kräfte, um zur Durchsetzung gemeinsamer Interessen Synergien zu entfalten. Diese gemeinsamen Interessen sind nicht immer klar, aber sie sind immer da. Selbst in den Phasen, in denen sich Solidarität einseitig zu artikulieren schien, d.h. in den Zeiten der Unterstützung von Befreiungsbewegungen (z.B. in Angola, Mosambik, Simbabwe, Namibia, Südafrika), ging es immer um gemeinsame Interessen. Vom Norden aus fühlten wir uns in der Pflicht die Kämpfe der Menschen im Südlichen Afrika zu unterstützen oder zumindest das Schicksal der Opfer dieser Kämpfe nicht zu ignorieren, weil dieses Schicksal uns selbst berührte. Ihre Verletzungen und Erniedrigungen waren auch die der Menschen in Deutschland. Das gemeinsame Interesse war die Wiederherstellung der verletzten gemeinsamen Menschlichkeit. Die Beendigung der Kolonialisierung und der damit verbundenen rassistisch motivierten Diskriminierung war für die Wiederherstellung der Würde der Opfer von zentraler Bedeutung. Nicht nur für die Opfer selbst, sondern auch im Interesse aller, die sich mit der Unterdrückung nicht abfinden konnten, weil sie in ihrer Empathie berührt waren. Obwohl das Interesse viele mobilisierte, wurde es nicht immer bewusst gelebt, geschweige denn thematisiert.

Interessant an der Solidarität ist, dass sie in dieser Phase, in der die Interessen der Menschen aus dem Westen und anderen Teilen der Welt diffus waren, leichter zu mobilisieren war. Vermutlich weil der Feind klarer zu

identifizieren war: das portugiesische Regime in Angola oder Mosambik, das Apartheidsregime in Südafrika oder Namibia, die britischen SiedlerInnen in Simbabwe, der kapitalistische oder kommunistische Block. Seit dem Sieg der Befreiungsbewegungen und/oder dem Ende des Kalten Krieges ist die Mobilisierung viel schwieriger geworden, obwohl die Unterdrückung weitergeht. Diese ist allerdings struktureller Art. Sie ist so bedrohlich wie physische Gewalt, aber sie ist in ihren Erscheinungsformen raffinierter und vor allem komplexer. Von ihr kann man sich nicht so leicht distanzieren wie von den Unterdrückungsformen, die von den PortugiesInnen oder von den weißen SüdafrikanerInnen ausgingen. Denn von der strukturellen Unterdrückung profitieren alle: die Strukturen des Welthandels, der Finanzarchitektur, die zu einer ungerechten Verteilung von den Ressourcen dieser Erde führen.

### IN ZEITEN GLOBALER KRISEN

Im aktuellen, von globalen Krisen geprägten, Kontext erweist sich Solidarität als eine geeignete Kategorie, um die Beziehungen zwischen Gruppen aus dem Norden und dem Süden neu zu denken. So gesehen lohnt sich einen Blick auf die vielen „Solidaritätsgruppen“, die in Deutschland „Partnerschaftsbeziehungen“ mit Gruppen aus dem Globalen Süden pflegen, sich aber wenig mit ihren eigenen Motivationen, Zielen und mit der Wirksamkeit ihrer Methoden, geschweige denn mit dem Nutzen der Partnerschaftsbeziehungen für sich selbst, auseinandersetzen. Bei den meisten liegt der Fokus auf den „Projekten“. Die Identifikation der ProjektpartnerInnen und die Umsetzung sowie Begleitung von Projekten (v.a. in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Ernährung, Basisinfrastruktur) gehört gewissermaßen zu den Hauptcharakteristika und Kernaufgaben dieser Partnerschaften. Dies ist an sich nicht verwerflich. Im Gegenteil bezeugt das Engagement eine lobenswerte Sensibilität für die Wahrnehmung von Problemen in anderen Teilen der Welt und den Willen sie zu

lösen. Dennoch: Auf den Transfer von Geld und/oder Waren vom Norden in den Süden reduziert, laufen Partnerschaftsbeziehungen Gefahr, sich nicht nur einseitig zu artikulieren, sondern auch an den falschen Schrauben zu drehen. Viele Partnerschaften erwecken den Anschein, als ob die Rolle der Südpartner nur darin bestünde, ihre Probleme darzulegen, und die der Nordpartner darin, die Probleme mit finanzieller und technischer Unterstützung zu lösen. Deswegen drängt sich die Frage auf, welchen Nutzen Partnerschaftsgruppen aus dem Norden haben, wenn sie in ihren Partnerschaftsbeziehungen nur geben und nichts empfangen. Bei Gesprächen mit den Engagierten fällt auf, dass die Frage nach dem Nutzen für hiesige Gruppen zumeist gar nicht gestellt wird. Dass die Ziele der Partnerschaftsbeziehungen für die Gruppen aus dem Norden nicht von Anfang an reflektiert werden, hängt offenbar damit zusammen, dass sich viele der existierenden Partnerschaften an einem Entwicklungsdiskurs orientieren, der nach dem Schema konstruiert ist: „Wir als die Entwickelten kooperieren mit den Unterentwickelten in den Entwicklungsländern“. In diesem Verständnis reduziert sich Partnerschaft darauf, in der nördlichen Hemisphäre, wo Entwicklung schon erreicht sei und als Zustand verstanden wird – was an sich absurd ist – Geld, Güter und Lösungskompetenz zu sammeln, um dort, wo dieser Zustand noch ein Traum ist, an Veränderungen mitzuwirken. Der Referenzrahmen dieses Verständnisses ist in den allermeisten Fällen das herrschende kapitalistische Gesellschafts- und Entwicklungsmodell. Angesichts der globalen Krisen, die zugleich die Bereiche Energie, Ökonomie, Ernährung, Finanzen, Klima, moralische Werte und politische Handlungsfähigkeit betreffen und die unmittelbar mit dem herrschenden System zusammenhängen, machen Partnerschaftsbeziehungen nur dann Sinn, wenn sie die Beschäftigung mit den strukturellen Ursachen der Probleme, die die Partnerschaftsgruppen in den Entwicklungsländern zu bekämpfen versuchen, in den Vordergrund stellen anstatt lediglich die Symptome lindern

zu wollen. Vielmehr ist es für Partnerschaftsgruppen notwendig, sich auf neue Lernprozesse einzulassen, die sich mit dem herrschenden Gesellschafts- und Entwicklungsmodell grundlegend kritisch auseinandersetzen, um gerade auch für den hiesigen Kontext alternative Lebensmodelle entwerfen zu können.

### STRUKTURELLE VERÄNDERUNGEN

Armutsbekämpfung durch Projektförderung von AkteurInnen aus dem Norden im Süden mag für die direkten Zielgruppen zumindest für eine gewisse Zeit Veränderungen bewirken, sie kann aber langfristig Abhängigkeiten schaffen und sich als kontraproduktiv erweisen, wenn die strukturellen Ursachen der Probleme nicht wahrgenommen werden. Angenommen die Gesundheitsversorgung ist in einem Land aufgrund von Korruption katastrophal: Würde die Unterstützung einer konkreten Gesundheitsstation nicht nur die Abhängigkeit der Zielgruppe von Außen und Entlastung für die nationalen EntscheidungsträgerInnen schaffen, wenn die direkte Hilfeleistung nicht zugleich mit Anstrengungen verknüpft wird, die Zielgruppen zu ermächtigen gegen Korruption zu kämpfen? Viele halten dem entgegen, dass eine Maßnahme wie Korruptionsbekämpfung viel zu politisch sei und deswegen nicht von Außen erzwungen werden könne bzw. solle. Es geht aber im Rahmen der Partnerschaftsbeziehungen gar nicht darum, Korruptionsbekämpfung von Außen zu erzwingen, sondern vielmehr um den konstruktiven Austausch von Erfahrungen darüber, wie sich der Gesundheitssektor effizient und effektiv finanzieren, verwalten und kontrollieren lässt. Auch wenn viele Erfahrungen nicht einfach von einem Kontext auf den anderen übertragbar sind, lässt sich zumeist von den Erfahrungen der jeweils anderen lernen. Wenn es stimmt, dass Veränderungen, um nachhaltig zu sein, von den spezifischen immanenten Notwendigkeiten ausgehen und per selbst bestimmten Tempo gestaltet werden müssen, erreichen entwicklungspolitische Partnerschaften ihre Essenz nur, wenn sie – neben der unerlässlichen Berücksichtigung des übergeordneten politisch-ökonomischen Kontextes – zudem den Blick auf die lokalen Ressourcen lenken und lokale AkteurInnen als Subjekte ihrer Transformationsprozesse wahrnehmen und begleiten. Ansonsten laufen entwicklungspolitische „Partnerschaften“ Gefahr, die Außenorientiertheit sowohl im Blick auf materielle als auch auf humane Ressourcen zu zementieren. Zur Berücksichtigung der strukturellen Ursachen gehört auch die Auseinandersetzung mit dem Einfluss der deutschen bzw. europäischen Politik auf die



KKM-DialogProjekt Ressourcenarmut-  
Ressourcenreichtum, 2010

Foto: Yvonne  
Strausmann

Länder, in denen sich Partnerschaftsgruppen engagieren. Angesichts einer europäischen Agrarpolitik, die in armen Ländern Existenzgrundlagen zerstört, einer Rüstungspolitik, die zumindest zur Verlängerung von Konflikten beiträgt, einer Rohstoffpolitik, die einer Plünderung natürlicher Ressourcen gleichkommt, und einer Finanzpolitik, die massive illegale Kapitalabflüsse von den vermeintlich armen in die reichen Länder begünstigt, einer Handelspolitik, die sich wie Krieg gegen die Armen auswirkt und Flüchtlinge produziert, erweist sich die kritische Beschäftigung und der Protest gegen diese Fehlentwicklungen im europäischen Kontext als notwendig, will man als Partnerschaftsgruppe aus dem Norden ernsthaft zu nennenswerten Veränderungen im Süden beitragen. Die AkteurInnen, die im Globalen Süden für viele Menschenrechtsverletzungen verantwortlich sind, wie z.B. die transnationalen Konzerne, sind auch im Globalen Norden aktiv. Viele Konzerne betreiben auch hier Steuervermeidung, sie monopolisieren die Landwirtschaft und nutzen ihre Einflussmöglichkeiten, um auch hier staatliche Entscheidungen im Sinne ihrer Privatinteressen zu beeinflussen. Es sind die gleichen AkteurInnen, die weltweit unterwegs sind und Strukturen von Produktion, Kommerzialisierung und Konsum monopolisieren. So gesehen sollte zum Kern einer gelungenen

entwicklungspolitischen Partnerschaft eine Arbeitsteilung gehören, die dafür sorgt, dass jede Partnerschaftsgruppe sich in erster Linie in dem Kontext engagiert, den sie am besten kennt. Dies bedeutet, dass deutsche Partnerschaftsgruppen in erster Linie an der Transformation Deutschlands im Sinne der Ziele einer sozial- und umweltverträglichen sowie klimagerechten und zukunftsfähigen Welt arbeiten, während etwa namibische Gruppen im eigenen Kontext an den gleichen Zielen arbeiten. Die Kooperation zwischen den sich prioritär in ihren jeweils eigenen Kontexten engagierenden Gruppen würde dann vor allem dazu dienen, Informationen auszutauschen, die Kompetenzen der jeweils anderen zu stärken und gemeinsame Lernprozesse anzustoßen. Für alle Partnerschaftsgruppen, vor allem aber für die Gruppen aus dem Norden, bedeutet dies, dass ein grundlegendes Umdenken gefragt ist.

### GRUNDLEGENDES UMDENKEN

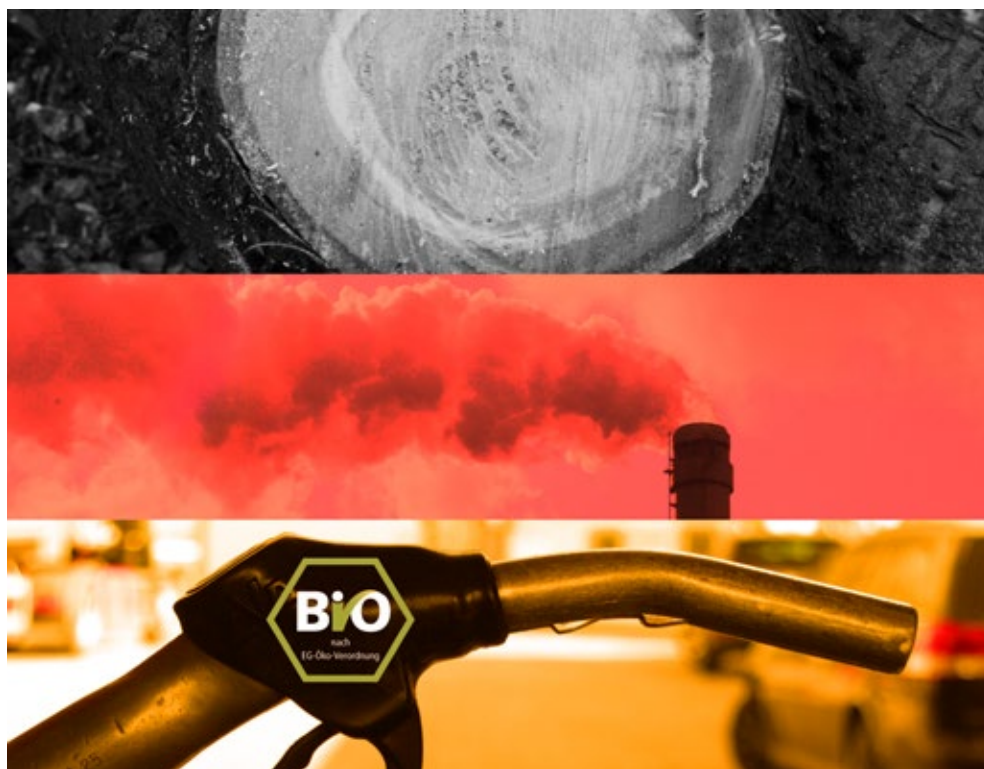
Die Beschäftigung mit den strukturellen Ursachen der Probleme unserer „Einen Welt“ führt deutlich vor Augen, dass das herrschende Gesellschafts- und Entwicklungsmodell an klare Grenzen stößt, die in den viel thematisierten multiplen globalen Krisen in brutaler Weise Ausdruck finden. Angesichts dieser sich verschärfenden Krisen ist eine (un)bewusste Reproduktion des herrschenden Entwicklungsmodells unverantwortlich. Gefragt ist vielmehr die Mobilisierung aller spirituellen, kulturellen und intellektuellen Ressourcen, die der Menschheit zur Verfügung stehen, um die gemeinsame Zukunft zu gestalten. Partnerschaften sollten sich in diesem Kontext zu Orten gemeinsamer Lernprozesse für alternative Gesellschaftsmodelle entwickeln. Um diese Chance wahrzunehmen, ist ein Abschied von dem weit verbreiteten Denkansatz „Wir, die Entwickelten, und die unterentwickelten Anderen“ längst überfällig. Nur so können Partnerschaften sich in einer Weise weiterentwickeln, dass von ihnen tatsächlich ein Beitrag zu einer friedlichen, zukunftsfähigen, umweltfreundlichen und klimagerechten Welt ausgehen kann. Damit würden sie letztlich ihrer Essenz gerecht.

*Dr. Boniface Mabanza ist Literaturwissenschaftler, Philosoph und Theologe und arbeitet bei der Kirchlichen Arbeitsstelle Südliches Afrika (KASA).*



Die Schulpartnerschaftswerkstätten vom KKM bringen den SchülerInnen die Diversität Mosambiks näher und behandeln globale Themen.

Foto: Peter Steudtner/ panphotos.org



Kritische Auseinandersetzung mit unserem Ressourcenkonsum beim Dialog-Projekt 2010

Foto: Fabienne Hoppe & Fatima Kluge